

Das Neue Leben

Blätter für Bildung und Kultur
Zeitschrift für alle akademischen Kreise.

Herausgeber:

Dr. Carl Picht, Gustav Halm

Monatlich 2 Hefte



Inhalt:

Gustav Halm: Wolkenzug (Ein Märchen).
Bruno Quandt (Karl Karft): Wo bist Du?
U.-Prof. D. Dr. Geo Runze: Der Mangel an Stil im
gefälligen Verkehr.
Bruno Quandt: Der Leipziger Hauptbahnhof.
Karl Adrian: Stefan George.
Besprechungen. - Akademische Mitteilungen.

Inseratenannahme durch
OSTER & JOISTEN,
CÖLN am Rhein · Die
Verantwortung für die
Inserate trägt der Verlag

Druck und Verlag von Oster & Joisten, Cöln.

Preis vierteljährlich 1,50 Mk. (= 1,80 K. = 2,00 Frcs.) Einzelheft 0,30 Mk.

1 17 6210

des Turmbaues erstarren, wie es der mittelalterliche Bau-
trieb in vielen Ausläufern tat. Eine Entwicklung konnte es
in Leipzig nicht geben wie meinetwillen in Halle, wo das
Ringeln nach Konzentration in einen Starrkrampf geendet zu
sein scheint. Denn dieser „rote Turm“, der da auf dem Markte
der fahrigsten Stadt Deutschlands in die Höhe fährt, wirkt wie
eine krampfartige Geste, wie der Arm jenes indischen Yogis,
der im Paroxysmus eines sterilen Willenskrampfes von
seinem Besitzer in die Höhe gerissen, von ihm nun sein ganzes
ferneres Leben in dieser Lage gehalten wurde.

Und so sehen wir im neuen Leipziger Hauptbahnhofe,
der mit der architektonischen Turmtradition dieser Stadt zu
brechen scheint, nur die letzte Erfüllung ihres Zieles. Der
Turm hat seinen Zweck erfüllt. In dieser senkrecht wuchten-
den Quaderung, in der an Lionardos, des harmonischsten
Renaissancenkünstlers, Wellenlinienbevorzugung gemahnenden
Ondulation des Daches und der noch darüber hinaus sich
hebenden Schwellung des Hauptgewölbes liegt nicht die
leiseste Sehnsucht mehr nach Betonung, Akzentuierung einer
noch nicht errungenen Qualität, wie sie das Wesen aller ro-
mantischen, das heißt aller sich aus Disharmonien und Zer-
fahrenheit nach kraftvoller Balance sehnenenden Kunst ist.

Dieser Bau, als Ganzes, ohne Detailauskosten betrachtet,
erweckt den Eindruck einer ungeheuren, sich selbstbewußten
Kraft; man denkt an den Rodinschen Balzac oder jenes
Wunder verhaltener Kraft, den Hodlerschen Stier im Leip-
ziger Stadtmuseum.

Und seltsam, daß in diesem gewaltigsten Tempel des Mo-
lochs Verkehr und des knechtendsten aller Tyrannen Zeit, in
diesem Körper, dessen Herz eine Uhr ist, einen sofort ein Ge-
fühl ungeheurer Ruhe überkommt.

In dieser Riesenlunge, die einst 400 Züge täglich ein-
und ausatmen wird, unter diesen sieben Hallen, wo auf 26
Geleisen die Karawanen der Waggons hereinrollen werden,
wo das gesteigerteste Tempo modernen Lebens und seine Se-
kundenökonomie Triumphe feiert, wo mit jedem Zeigerruck
der großen, sachlich schmucklosen, auf allen Bahnsteigen auf-
gestellten Uhren die geisterhaft lautlose Gesetzmäßigkeit sicht-
bar ist, die dies quirlende Chaos rhythmisiert, es in Zäsuren

und Takte teilt, nach denen sich Einfahrt, Halt und Abfahrt
ablösen wie Rhythmus und Intervall einer endlosen Melodie,
hier weitet sich der Sinn in eine Ruhe, als trete man zu einer
Zeit, da er ganz menschenleer ist, und nur oben durch die
Kuppel gedämpftes, gelbes Licht wie ein mystischer Abglanz
des Lebens fällt, in den Mailänder Dom.

~

II.

Stefan George.

Von Karl Adrian.

Eingang.

Welt der Gestalten, lang lebewohl!
Define dich, Wald voll schlohweißer Stämme!
Oben im Blau nur tragen die Kämme
Laubwerk und Früchte: Gold, Karneol.

Mitten beginnt beim marmornen Male
Langsame Quelle blumige Spiele,
Rinnt aus der Wölbung sachte, als viele
Korn um Korn auf silberne Schale.

Schauernde Röhle schließt einen Ring.
Dämmer der Frühe wölkt in den Kronen.
Ahnendes Schweigen bannt, die hier wohnen . . .
Traumfittich rausche! Traumharfe kling!

Die menschliche Persönlichkeit wird als etwas zu Ein-
deutiges und Gegenstandsloses aufgefaßt, wenn man aus solchen
Versen, welche die Abwendung vom plastischen Erleben und
von dem Wirken zur Tat darstellen, allein aus der Fähigkeit,
solche Gedichte zu gestalten, die gänzliche Unvoitalität Stefan
Georges ableitet. Umso größer erweist sich der Fehler, als
derselbe Mensch, der sich eine so starre, scheinbar wechsellose
Kunstform geschaffen hat, eine überaus komplizierte und
wechselvolle Persönlichkeit ist. Jedes Einzelne läßt sich bei
ihm nur im Ganzen wirklich erkennen und verstehen. Gerade

bei seinen Kunstwerken erweist sich die Analyse von den Einzelzügen aus als ohnmächtig. An der Schwierigkeit, die dem Einzelnen die eigene Natur für ein derartiges Erfassen bietet, wird immer wieder das Nacherleben Stefan Georges Kunst scheitern. Entweder dringt es über die Oberfläche, die ästhetischen Formen, nicht hinaus; oder, wenn es bis in die Schluchten seines Charakters hinabsteigt, gelangt es meist nur bis zu dem Erkennen seines zeitlosen monumentalen Formens. Noch unter diese Schichten zum Fundamente gelangt man erst, wenn man den Instinkt klar erkennt, der hinter dem Grundproblem, seiner Stellung zur Persönlichkeit, schafft. Von hier aus begreift man seine Formenwelt erst vollkommen. Alles, was er über ästhetische Dinge, sein Formen, sein Handeln gesagt hat, nimmt von hier aus die besondere Färbung an.

Der schnellste Weg zu seinen Kunstwerken führt nicht von diesen selbst, sondern von seiner Persönlichkeit aus.

In den 60er Jahren ist er in Budesheim geboren worden. Eine geistig tief aristokratische Natur, zog er sich von dem immer ochlokratischeren Leben unserer Zeit fast gänzlich zurück. Prüft man diese Flucht vor der Brutalität des modernen Lebens bis auf die letzten Wurzeln, so erkennt man klarer und klarer, wie sehr sie die Äußerung seines letzten vitalen Instinktes ist, ein harter, zielsicherer Wille nach Reinheit und eine Dekonomie in der Lebensführung, wie sie in ihrer Mangelhaftigkeit ebensowenig wie kraftüberfließenden kraftlosen Naturen eigen sein kann. Die meisten Menschen erliegen heute der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Diese dringen mit zu großer Hefigkeit und Fülle in sie hinein, so daß von ihnen die Formen ihrer Persönlichkeit zersprengt werden. Stefan George verbannte sich selbst, um in der Einsamkeit, im ausgewählten Umgang mit Dingen und Menschen, die für seine innere Entwicklung fruchtbar werden konnten, den Formen seines Wesens erst die Festigkeit und den elastischen Umfang zu geben, die geeignet waren, eine immer größere Fülle von Inhalten ungefährdet in sie einströmen zu lassen. Langsam hat er sich die dem Anprall der Dinge notwendige seelische Geschlossenheit errungen. Er hat sich die innere Tradition, eine Heimat geschaffen, in der er

schöpferisch leben kann. In dem Augenblicke, wo der Boden unter ihm nach allen Seiten sich zu befestigen beginnt, knüpft er Beziehungen zu einer größeren Breite des Lebens an. Und er tritt ihr fest und sicher gegenüber, so wie Menschen von starker Geschlossenheit denen gegenüberzutreten pflegen, die noch in einem barbarischen Wirrwarr der Entwicklung stehen. Die lange Einsamkeit aber hat seine Ausdrucksformen bestimmt.

Er ist in seiner Seele, religiös wie er ist, Mönch geworden. Mit der Unnahbarkeit eines Hohepriesters begibt er sich in die Welt der Entwicklungen hinaus. Alles in seiner Nähe atmet tiefe Feierlichkeit. Trivialität wächst hier nicht mehr. Doch hat er dabei gänzlich verlernt, äußerlich und innerlich naiv von Mensch zu Mensch zu verkehren. Das Sacerdotale ist bei ihm zu sehr vom Bewußtsein durchseht worden. Ganz aus sich heraus selbstverständlich ist seine Umgangsform mit dem Leben nicht. Ihrer Innerlichkeit haftet etwas Äußerliches, Unechtes, ein matter Zug von Pose an.

Diese Schwäche tritt in der Art, wie er seine Werke zugänglich macht, deutlich zutage. Seine rein innerliche Kunst ist für den Vortrag, vor allem vor vielen Menschen, wenig oder garnicht geeignet. Wie sonst die Atmosphäre eines Gedichtes durch die Modulation der Stimme verdeutlicht wird, so wird sie hier — das tief Musikalische dieser Kunst eingerechnet — oft mehr durch das Auge, den Druck vermittelt. Im Gegensatz zum deutschen Typ mit seiner unruhigen Beweglichkeit vermag diese stilisierte, gleichmäßig und fast bewegungslos flutende Antiquaschrift die gedämpfte Ruhe und Starre in der Weltanschauung seiner Gedichte wiederzugeben. Auf die Dauer bringt sie auch das Wesentliche schneller und tiefer zur Wirkung. Doch entstellt er die innere Berechtigung der Schrift durch artistische Willkürlichkeiten. Es ist künstlerisch stillos, wenn er in seinen Anthologien Werke fremder Künstler auf dieselbe Art wiedergibt, ohne daß stilistische Notwendigkeit dazu zwingt.

Die andere Folge dieser Entwicklung ist, daß Stefan George großen wichtigen Gebieten unseres Lebens immer fremd geblieben ist. Am auffallendsten erscheint der Mangel für alles Soziale im engeren Sinne.

Man hat das Unsoziale Georges wohl mit Aesthetizismus in Zusammenhang gebracht. Unglücklicherweise sind auch ästhetische — und oft innerlich nicht ernst zu nehmende Kreise zuerst auf ihn aufmerksam geworden. Sie sind nur auf der obersten Oberfläche seiner Welt geblieben. In ihren Mittelpunkt vorzudringen, kann nur nichtartistischen Naturen gelingen. Er besitzt etwas stark Aesthetisches, Artistisches, so wie es immer wieder in seinen Gestaltungen in die Erscheinung getreten ist. Aber es ist allmählich nur Mittel zum Zweck geworden: einen Kampf innerhalb seiner Persönlichkeit hervorzurufen, hierdurch ihre Kraft, ihre innere Spannung zu steigern. Das Artistische versucht er zu einem Formmittel für seine Leidenschaft umzuwerten.

Leidenschaft und Sinnlichkeit sind nicht ein- und dasselbe. Wenn man den Menschen als eine körperliche und geistige Persönlichkeit auf seine Geschlechtlichkeit hin betrachtet, so besitzt Stefan George nicht die sinnliche, sondern nur die geistige Leidenschaft. Hier ist einer der wesentlichsten Punkte, wo er von der germanischen Entwicklung vollständig abbiegt und vielen Menschen immer fremd bleiben muß. Der Germane sucht im Erleben auf der Sinnlichkeit. Das Sinnliche ist dabei nicht die Wurzel an einem Baum, dessen Krone die Geistigkeit ist. Sinnlichkeit und Geistigkeit wachsen als selbständige Kräfte in- oder nebeneinander, sie bedingen sich nur wie Luft und Feuer, nicht wie Wurzel und Krone.

Stefan George erwirbt alles allein vom rein geistigen Menschen aus. Sinnliche Geschlechtlichkeit ist in ihm ausgelöscht. Sinnlich ist er nur in dem Sinne, daß er körperlich ist. Wo die Sinnlichkeit auftaucht, ist sie ein Ergebnis, ein Darstellungsmittel: Sinnfälligkeit, Anschauung, aber keine grundsöpferische Kraft. Probleme im Sinne der Beziehung oder eines ihn wie jene steigenden Kampfes zwischen körperlicher und geistiger Persönlichkeit vermag er in ihrem Wesentlichen nicht zu erfassen. Aber wenn ihm die sinnliche Leidenschaft fehlt, mangelt ihm damit doch keineswegs die Leidenschaft an sich. Jene Lücke wird vielmehr durch die anderen Formen derselben ausgefüllt.

Nur aus einer derartig geistig-geschlechtlichen Veranlagung heraus läßt sich sein Schaffen verstehen. In ihr wur-

zelt jener Zug, den man ihm immer wieder zum Vorwurf gemacht hat und macht: die große Kälte. Man pflegt sie mit Gefühlslosigkeit zu verwechseln und erkennt nicht, daß sie nur ein Gewand ist. Seine Kunst ist wie die Erde. Auf der Oberfläche ist diese erkaltet, innerlich aber glüht sie wie ein Vulkan. Georges Art entspringt einerseits einer Schamhaftigkeit, welche die Unmittelbarkeit der Gefühle als eine zu nackte Prostitution empfindet, andererseits versucht er mit ihr alles Leben möglichst schnell von sich, seiner Blut fortzurücken, damit es erkalten kann, weil er sich sonst in einem immer größer flammenden Brande verzehren würde. Dieser Mensch hat, um leben zu können, nur die Alternative gehabt, von innen heraus zu verbrennen oder von außen heraus langsam zu erstarren. Er hat sich für das zweite entschieden oder ist auf diesen Weg hinausgetrieben worden. Seine Kunst ist in diesem Sinne ein Distanzschaffen zwischen sich und den Objekten.

Die letzten Werke, die rein künstlerisch genommen zu den größten Schöpfungen aller Zeiten gehören, zeigen die Endmöglichkeiten jener Entwicklung. Im „Jahr der Seele“ rückte er die Grenzen der Persönlichkeit fort. Das „Vorpiel“ zum „Teppich des Lebens“ nahm noch einmal den Kampf um sie auf; aber inzwischen hatte er die sinnliche Dinglichkeit noch weiter von sich abgedrängt. Im „siebenten Ring“ erscheint auch noch jener Kampf, das ganze Leben in Distanz gesetzt. Wie der Distanzierungsprozeß typisch verläuft, wird man am besten aus dem Vergleich mit dem Künstler erkennen, mit dem man ihn hinsichtlich der Kälte und der Distanzierung der Dinge in Beziehung gesetzt hat: dem Goethe des westöstlichen Divan.

Goethe ist der rein lyrische Mensch. Er geht vom Gefühl aus. Wie ein Stein ins Wasser fällt es in die Erscheinungen hinein, und die entstehenden Gefühlskreise beginnen eine immer größere Fülle derselben zu umfassen. In seinen Gedichten gibt er aber nur den Kreismittelpunkt, das Gefühl, das auf die Erscheinungen auftrifft, oder das Objekt, auf das sein Gefühl fällt. Wenn er kosmisch wird, so ist er es nicht so, daß wir einen großen Ausschnitt aus dem Universum anschaulich etwa wie den Himmel mit seinen Ge-

stirnen um uns sehen, sondern er umkreist gleichsam ein Gestirn und läßt uns ahnen, daß um dieses herum die Unendlichkeit liegt, daß es ein Ring in einer Kette ist. Das unmittelbar von ihm Dargestellte ist ein Ich, ein Mensch, ein Ding. Wir sehen es in seinen Grenzen, in seiner plastischen Gestalt, in seiner Einzelheit im Universum, das Universum selbst sehen wir nicht. Aber wir atmen es in dem Erlebnis der Einzelheit wie Luft, wie Atmosphäre. Auf der Ausformung der Persönlichkeit baut sich die Gestaltungswelt Goethes auf: Soweit ist er Renaissancedichter.

Indem er die Persönlichkeit in ihrer Form, ihrer Gestalt erfaßt, bleibt er in seiner Kunst zugleich gegenständlich. Das Objekt erscheint als das, was es ist: als Mensch, Tier, Baum oder Berg. Mit ihnen schafft er Symbole, sie selbst aber sind das Symbol nicht. Hierin äußert sich Goethes maßlose Liebe zum wirklichen Leben, zur Erde. Im westöstlichen Divan so gut wie in den rein lyrischen Gedichten. In beiden offenbart sich derselbe Typus Mensch. Im Werke seines Alters ist er nur reifer, d. h. resignierter, ruhiger, weiter geworden. Künstlerisch schafft er nur, solange er innerhalb des Persönlichen bleibt. Im Augenblick, wo er es aus den Augen verliert, wo er eine Idee rein als Idee, einen Gedanken losgelöst als Gedanken zu formen versucht, wird er trivial oder intellektuell.

Selige Sehnsucht.

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet!
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reizt ein neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und solange du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Man kann diesem Gedicht bei Stefan George ein im Typus verwandtes Erlebnis gegenüberstellen, doch wird man die Unterschiede erst ganz klar auf dem Untergrunde ihres gesamten Schaffens erkennen.

Entrückung.

Ich fühle Luft von anderem Planeten.
Mir blaffen durch das Dunkel die Gesichter,
Die freundlich eben noch sich zu mir drehen.

Und Bäum und Wege, die ich liebte, fehlen,
Daß ich sie kaum mehr kenne, und Du, lichter,
Geliebter Schatten — Kufer meiner Qualen —

Bist nun erloschen ganz in tiefem Glute,
Um nach dem Taumel streitenden Getobes
Mit einem frommen Schauer anzumuten.

Ich löse mich in Lönen, kreisend, webend,
Ungründigen Danks und unbenannten Lobes
Dem großen Atem wunschlos mich ergebend.

Mich überfährt ein ungestümes Wehen
Im Rausch der Weihe, wo inbrünstige Schreie
In Staub geworfner Beterinnen fliehen:

Dann seh ich, wie sich duftige Nebel lüpfen,
In einer sonnenfüllten klaren Freie,
Die nur umfängt auf fernsten Bergeschlüpfen.

Der Boden schüttert weiß und weich wie Wolke . .
 Ich steige über Schluchten ungeheuer.
 Ich fühle, wie ich über letzter Wolke

In einem Meer kristallinen Glanzes schwimme —
 Ich bin ein Funke nur vom heiligen Feuer,
 Ich bin ein Dröhnen nur der heiligen Stimme.

Diese Welt ist nicht mehr plastisch dargestellt und mit dem Gefühl erobert. Beides liegt wohl noch in ihr, aber es ist Eigenschaft neben anderen geworden. Wir sehen die Welt in einer viel größeren Breite. Objekt um Objekt taucht aus ihr auf. Bei Goethe mündeten sie wie Sonnenstrahlen im Brennpunkt eines Brennsiegels in der Persönlichkeit. Wir fühlen den Kosmos. Hier ist die Persönlichkeit wie eine Erscheinung neben tausend andern. Sie ist in ihrer Grenze nicht schärfer charakterisiert als ein Baum, die Landschaft, von der er spricht. Alles Einzelne verschwimmt. Wir sehen aus der Weite den Kosmos.

Bei Goethe ist die Umformung der Persönlichkeit Gegenstand der Darstellung. Ihre Entwicklung ist ihre Erlösung. Für Stefan George handelt es sich entgegengesetzt um die Auflösung der Persönlichkeit. Dort die tatkräftige *Einordnung* in das Univerſum, hier die *Unterordnung* unter daselbe, die Unfähigkeit, sich selbst in ihm den sich zukommenden Platz zu erwerben. Und entsprechend steht sich auch der Sinn, der hinter der Distanzierung der Erscheinungen lebt, feindlich gegenüber. Wenn der reisende Goethe sich die Objekte immer ferner rückte, so nahm er ihnen dadurch nichts von ihrer Körperlichkeit. Als alter Mann wuchs er eigentlich immer tiefer in das Leben, in die Erde hinein. Stefan George aber drängt die Objekte nicht nur von sich ab, sondern er nimmt ihnen zugleich von ihrer Gegenständlichkeit. Er erlebt nicht mehr wie Goethe den Baum als Baum, die Erde als Erde, sondern die Idee des Baumes, die Idee der Erde.

„Mir blaffen durch das Dunkel die Gesichter . . .“

Die Literatur kommt hier zu demselben Willen wie heute die bildende Kunst: Entgegenständlichung. (Fortf. folgt.)

Besprechungen.

Von jedem eingesandten Buch- oder Zeitschrifteneemplare wird in der Regel mindestens Titel und Verlag genannt; Besprechungen vorbehalten. Verantwortlich sind die Rezensenten!

Ueber Literatur der äußeren Politik.

In der unermeßlich bedeutungsvollen und zugleich schwer entwirrbaren Lage, welche die äußere Politik seit einigen Wochen eingenommen hat, wird Deutschlands Mangel an einer organisierten Anschauung ihrer Fragen, an jedweder Tradition in ihnen, mit seiner ganzen Gefährlichkeit offenbar. Zugleich eine Ursache und eine Wirkung dieser Erscheinung ist es, daß es in Deutschland fast gänzlich an Literatur über die äußere Politik gebricht. Die Not der Zeit gebietet, sich um die wenigen literarischen Arbeiten zu scharren, welche die ersten Stützen in dem endlich zu beginnenden Gebäude sein wollen, und auf sie nochmals hinzuweisen, mögen sie auch schon weiten Kreisen bekannt sein.

Es sind fast nur die Bücher **Paul Rohrbachs**, „*Deutschland unter den Weltvölkern*“ (jetzt 3. Auflage, Berlin, Buchverlag der Hülse, 1911) und „*Der deutsche Gedanke in der Welt*“ (Düsseldorf und Leipzig, Verlag von Langewiesche).

Ihren großen Wert verdanken die Bücher der Tatsache, daß sie geschaut Dinge darstellen und Folgerungen aus erlebten Voraussetzungen ziehen.

Wenn von hier aus weiter gebaut werden soll, so ist freilich wohl zu empfehlen, daß der eigentlich machtpolitische Trieb, auch auf Gebietserwerb gerichtet, im Deutschen

kräftiger geweckt und, wo er schon rege, als berechtigt und der Bewirkung fähig anerkannt werde. Die deutschen Forderungen dürfen nicht, wenigstens nicht endgültig, auf den Gewinn neuer Märkte beschränkt bleiben, über welches Ziel Rohrbach nicht hinausgehen will. Die Sehnsucht nach völliger Beherrschung weiterer Gebiete um ihrer selbst und um der Möglichkeit zur kulturellen Gestaltung willen, die nur dann wahrhaft möglich ist, muß daſein und darf nicht verglimmen, wenn nicht ein vermeichlicher Materialismus das deutsche Leben überwuchern soll.

Die koloniale Erweiterung kann nicht undurchführbar sein.

Was sie unmöglich erscheinen ließ, war der Gegensatz zwischen Deutschland und England. Aber seine Tiefe und Dauer ist sehr überschätzt worden. Schon zu Zeiten, wo sein Druck am ärgsten war, durfte man bestimmt darauf rechnen, daß er in dem über kurz oder lang als notwendig zu erwartenden Zeitpunkt sich erheblich mindern würde, in dem eine anderweitige weltpolitische Entwicklung eintrat. Englands Kräfte konnten jederzeit am Panamakanal, in Ostafien oder im nahen Orient durch Fragen in Anspruch genommen werden, deren Lösung nicht nur dringlicher, sondern auch wichtiger war als die Auseinandersetzung mit Deutschland, und zugleich konnten, ja mußten solche Fälle die Triple-Entente gefährden, ja sprengen. Der

Das Neue Leben

Blätter für Bildung und Kultur
Zeitschrift für alle akademischen Kreise.

Herausgeber:

Dr. Carl Picht, Gustav Halm

Monatlich 2 Hefte



Inhalt:

- Paul Ernst: Die schnelle Trauung (Eine Novelle).
- Karl Adrian: An Dich.
- U.-Prof. D. Dr. Geo. Runze: Der Mangel an Stil im gefelligen Verkehr (Schluß).
- Karl Adrian: Stefan George (Schluß).
- Geheimer Hofrat Prof. Dr. Oskar F. Walzel: Hebbels Lebensindrücke.
- Besprechungen, u. a. Der Kondor.
- Akademische Mitteilungen.

Druck und Verlag von Offer & Joiffen, Cöln.
Preis vierteljährlich 1,50 Mk. (= 1,80 K. = 2,00 Frcs.) Einzelheft 0,30 Mk.

autoritativ aufgezwungen, oder aber, wo man sich nicht mehr überlegen fühlt, vornehmuerisch ignoriert, gleichnerisch verdreht, gefälscht, totgeschwiegen und mit alledem tagtäglich ein tausendfältiger Kulturmord im Kleinen begangen? Welche Summe von Wissen und Können, von Intelligenz und Kraft — und wie winzig, jämmerlich die Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit zu fruchtbarer, menschenwürdiger Aussprache! Das geht durch alle Kreise, akademische und nichtakademische, bürgerliche und militärische, gewerbliche und gelehrte. Die Folgen sind schlimme: dort Verstimmung, listige Bauernschlauheit, grundsätzliche Heuchelei; hier Pessimismus, Unzufriedenheit, Anarchismus. Was in der Studienzeit Gutes angebahnt war, das verdirbt oft der spätere Lebensgang mit seinen enttäuschenden Erfahrungen. Mancher zieht sich dann mit seinem Gesamteindruck noch weit hinter die Laterne des Diogenes zurück, in dem stillen Gelöbnis, jedem Gespräch auszuweichen. Es will ihn bedünken, als existierten für die größere Zahl der „Gebildeten“ die einfachsten Regeln des geselligen Tons überhaupt nicht, als da sind: nicht unterbrechen, den andern gebührend zu Worte kommen lassen, teilnehmend auch auf seine Gedankenentwicklung eingehen, die Mittellinie innehalten zwischen der Scylla der verdrossenen Einsilbigkeit und der Charybde der langatmigen Geschwätzigkeit, zwischen stetem Ja-sagen und ständigem Widersprechen, zwischen Unklarheit, Phrase, Undeutlichkeit des Ausdrucks und unnötiger Wiederholung („Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unfrige nicht achten,“ sagt ebenso naiv wie wahr Goethe), zwischen redseligem Sichredenhörenwollen und respektvollem Ersterben im Anhören des andern, zwischen Rechthaberei, Disputier-sucht, Sophistik, intriganter Kabulistik, und einer jämmerlichen Mengstlichkeit oder doch unmannhaft-blöden Zurückhaltung im Ausprechen der eigenen Meinung. Diese Mengstlichkeit entstammt oft nur der Eitelkeit, wenn überhaupt, dann Bedeutendes, Endgültiges, Ueberwältigendes oder doch möglichst Geistreiches sagen zu wollen, oft aber auch dem Mangel an Regsamkeit oder gar dem Egoismus, der es darauf ablegt, den andern all sein Wissen austramen zu lassen und ihm gleichsam „die Würmer aus der Nase zu ziehen“. Aber ebenso

liegt meist auch auf der anderen Seite eine Schuld: wir haben dem Partner gegenüber die begründete Befürchtung, daß wir durch sein lässiges Ignorieren oder Nichtinhören, durch plumpe Zwischenbemerkungen, unerwogenes Aburteilen, abruptes Abschweifen dem peinlichen Gefühl preisgegeben werden: du würdest in den Wind reden, würdest Perlen vor die Säue werfen. Zur Ehre der Frauen muß ich sagen, daß bei ihnen die Bedingungen zu wahrhaft gebildeter Unterhaltung anscheinend viel häufiger gegeben sind. Nur mindert den Reiz der Konversation mit dem zarteren Geschlecht die unbestreitbare Tatsache, daß, seltene Ausnahmen abgerechnet, gerade das, was uns an dem Mitunterredner das Interessanteste ist, das völlige, „uninteressierte“ Hingeebensein an das Objekt, das rege, fein vibrierende Gewissen absoluten Wahrheitsfinnes, nicht unerheblich unter dem Einfluß der allgemeinen weiblichen Oberflächlichkeit, vielleicht auch eines gewissen unausrottbaren inneren Abhängigkeitsbewußtseins gegenüber dem Persönlichen des männlichen Partners leidet. Aber immerhin — „Fraget nur bei edlen Frauen an!“ Mögen die modernen Bestrebungen der Frauenbewegung und daneben der weitere Ausbau studentischen Vereins- und VerbindungsweSENS den Anstoß geben zur Schaffung eines neuen, besseren, ebenmäßigen Stils deutscher Geselligkeit!



II.

Stefan George.

Von Karl Adrian.

(Schluß.)

Cézanne wird einmal ausführlich mit George verglichen werden müssen. Er malt das Einzelne weder in seiner stofflichen Charakteristik, noch als Farb-fleck mit sichtlicher Farb-grenze. In der Begrenztheit des Raumes sucht er die Unbegrenztheit, die Unendlichkeit, dadurch auszudrücken, daß er überall die Sichtbarkeit der individuellen Grenzbestimmung auflöst und durch das Nichtbegrenzte der Farb-flecke auf die Bildeinheit hinausdrängt. Und durch die Vereinheitlichung der Farben veranschaulicht er die Identität aller Dinge. Die Entgegenständlichung ist gleichbedeutend mit der Entpersön-

lichung, diese wieder ist Ausdruck eines mystischen Erlebens. Hier trifft er sich mit Stefan George. Es ist damit überhaupt der Punkt fixiert, zu dem heute viele Künstler auf verschiedenartigen Wegen immer mehr hinzugelangen scheinen.

Doch trennen die Instinkte, die hinter dieser Entwicklung leben, jene als zwei feindliche Welten scharf von einander. Cézanne ist eine Persönlichkeit voll leidenschaftlicher Aktivität. Bei ihm handelt es sich nur um eine scheinbare Entpersönlichung des Geschehens. Die Individualität ist durch den Untergang des Kosmos nur umgeformt. Ihrer Wesenheit nach lebt sie in ihm in derselben Eindringlichkeit wie früher. Anschaulich ist hier erkannt, daß Persönlichkeit nicht nur in plastischer Begrenztheit möglich ist, sondern daß ihre Formen so mannigfaltig sein können, wie die Individualitäten unter sich verschieden sind. Bei Stefan George aber hat die Persönlichkeit als Persönlichkeit bankerottiert. Sie ist in ihrer Auflösung keine schöpferische aktive Kraft mehr, sondern sie ist als Ganzes im Universum verschwunden, zugrunde gegangen. Wie Cézanne positiv, schöpferisch, indem er aus dem Anschauungsmaterial eine einheitlich gesehene neue Welt formt, ist Stefan George im gestalteten Ergebnis ganz im Gegensatz zu diesem negativ und unfruchtbar.

Hier liegt das Furchtbare, die Erkenntnis, die einen mit Entsetzen erfüllen kann. Es gibt eine Monumentalität, die Verzweiflung ist. Deutlich erkennt man sie bei Stefan George. Er ist nur noch aktiv, um etwas zu verhindern, in der Verteidigung. Hat man vergessen, warum er den Erscheinungen gegenüber Distanz halten muß? Was steht hinter diesem Fluch, schlimmer und schweigsamer versteinern zu müssen als der König im Märchen? In seiner Welt ist die Persönlichkeit aus sich, von innen heraus machtlos geworden, sich zu behaupten. Sie leidet nicht bloß unter sich und der Beziehung zur Umgebung, sondern unter dem Dasein an sich, an das sie der Lebenswille kettet wie den Sträfling an die Kette. Zerfällt sie notwendig, wählt sie für den Tod den Weg, welcher der langsamste — Selbstmord ist. Und dieser führt mit Willen und Bewußtsein in das hinein, in das sie untergehen soll: die Unendlichkeit. Man steht im Begriff, sich zu verlieren, und spannt nun dieses Sichverlieren in den Rahmen

des Gesetzes. Diese Mystik ist von Betäubung durchsetzt, gewaltjam. Man treibt in einem Rettungsring auf einem uferlosen Meer. Was sich äußerlich als Lebensüberwindung gibt, ist innerlich gänzlicher Lebensuntergang.

Man muß vor allem den „Siebenten Ring“ immer wieder lesen, um hier klar zu sehen. Dieses Buch enthält bis in den Rhythmus hinein mit das Trostloseste, was je künstlerisch gesagt worden ist. In einzelnen Augenblicken verliert hier George die Distanz sich selbst gegenüber und hinter der stilisierten monumentalen Geste liegt das wirkliche Leid nackt und einfach. Man sieht, wie dieser Mensch schließlich an seiner Liebe zu allem stirbt, wie sie ihn sich selbst raubt, ohne daß er imstande ist, sich in allem und die Geschehnisse in ihr neu zu formen. Man fühlt, wie er haltlos dem Ende zutreibt und wie nichts übrig bleiben wird als die Resignation.

Litanei.

Tief ist die Trauer,
Dich mich umdüstert.
Eintret ich wieder,
Herr! in Dein Haus . .

Lang war die Reise,
Matt sind die Glieder,
Leer sind die Schreine,
Voll nur die Qual.

Durstende Zunge
Darbt nach dem Weine,
Hart war gestritten,
Starr ist mein Arm.

Gönne die Ruhe
Schwankenden Schritten,
Hungrigem Gaume
Bröckle Dein Brot!

Schwach ist mein Atem,
Rufend dem Traume,
Hohl sind die Hände,
Fiebernd der Mund . .

Leih Deine Kühle,
Lösch die Brände,
Tilge das Hoffen,
Sende das Licht!

Gluten im Herzen
Lodern noch offen,
Innerst im Grunde
Wacht noch ein Schrei . .

Töte das Sehnen,
Schließe die Wunde!
Nimm mir die Liebe,
Gib mir Dein Glück!

Welche Art von Entpersönlichung, die der Erscheinung bei Cézanne oder die des Wesens bei Stefan George, ist nun typisch für unsere Zeit? Ist die erste ein neues Fundament für die Persönlichkeitskultur der Gegenwart, oder zeigt die zweite, daß das Ringen nach ihr nur das Aufstellen eines nie mehr zu erreichenden Ideals ist? Sind beide nur Ausdrucksformen neben andern und höchstens bezeichnend für Richtungen in unserer Zeit, nicht aber für diese?

Den Ernst dieser Fragen erkennt man, wenn man sich klar macht, inwiefern Stefan George den Gebieten, die unsere Zeit voll bestimmen, der Welt der Mechanik, innerlich näher steht, als es seine Abneigung und seine Fremdheit ihr gegenüber ahnen läßt: die Stellung des Individuums im Industrialismus ist im Grunde dieselbe, wie sie von der ästhetisch-aristokratischen Weltanschauung aus Stefan George annimmt. Handelt es sich dort wie hier um ein Ende, den Zerfall an persönlicher Lebenskraft — oder ist es dort nur ein Durchgangsstadium des heutigen Gesellschaftsbildes, ein neuer Anfang?

Wir stehen vor den letzten Fragen unserer Kultur. Man pflegt immer wieder um sie herumzureden. Und doch gilt es gerade heute, hier überzeugend die Diagnose zu stellen, um, falls es nötig wäre, zu heilen, was zu heilen ist. Aber man sagt, daß die Krankheit der alten Welt nur ein Gesundungsprozeß sei. Warum vergift man so gern, daß heute der

Selbstmord aus innerem Bankrott Notwehr geworden ist? Hat man wirklich ein Interesse, unscharf zu sehen, weil man sich betäuben muß? Es gibt Menschen, die glauben, die Tragödie der alten Welt habe begonnen. Europa ist degeneriert wie ein altes Adelsgeschlecht. Der Fortschritt in der Außerlichkeit des Lebens wüchse wie innerlich die Unfruchtbarkeit und Schwäche. Ursprüngliche Kraft ist selten geworden. Der Mensch imponiert nicht mehr durch die Größe seiner Stofflichkeit, seine innere Kraft, sondern durch Hilfsmittel, durch die er sie ersetzen will: die Technik. Läßt sich Europas müdes, schwerfließendes Blut auffrischen durch junges, unverbrauchtes? Woher muß es kommen? Und ist nicht das greise Europa innerlich schon zu steif, zu unelastisch geworden? Und wenn es langsam seinem Ende entgegengeht, wird seine Kultur später noch einmal aufwachen können, frisch, wie nach einem langen Schlaf? Handelt es sich um eine vorübergehende Erschlaffung, wird nicht die Mission des Künstlers allein noch darin zu bestehen haben, alle Kräfte dieser Welt zu sammeln und sie wie ein Samentorn irgendwo in der Erde zu bergen? Der heutige Künstler ist meist der unvollkommene Mensch, welcher verzweifelt seine eigene Unvollkommenheit und die seiner Umgebung zu korrigieren sucht. Er muß sich schaffend immer wieder die Sicherheit seiner Persönlichkeit erobern. In gesünderen Zeiten würde er wieder dem gesünderen Künstlertyp Platz machen, welcher, aus der Sicherheit der Persönlichkeit schaffend, nicht bloß aus einem Mangel, sondern aus Ueberreichtum, aus dem Spieltrieb heraus formt. So war es noch bei Goethe. Steht aber die endgültige Katastrophe bevor und liebt man die Rasse nicht, die nach uns kommen soll, ist es nicht besser, man verlängert durch Verleugnen oder neues Aufbauen von Lebenskraft in der Kunst nicht unnützlich die Todeszuckungen eines Sterbenden — und man ist ihr und sich selbst gnädig?

Die Lösung dieser Fragen kann allein durch den weiteren Verlauf der Dinge gefunden werden. Heute läßt sich nur sagen, daß in den letzten dreißig Jahren ein geistiger Aufstieg stattgefunden hat, der zu den bemerkenswertesten in der ganzen Geschichte des Abendlandes gehört. Gerade die Kräfte der künstlerischen Organisation haben eine Fort-

entwicklung erfahren, daß ihre Gesamthöhe mit der der 80er Jahre überhaupt nicht einmal mehr verglichen werden kann.



Hebbels Lebenseindrücke.

Von Oskar Walzel.

„Denk an den Tag von Hemmingstedt,
Wo siebentausend abgemäht!
Schläft Ditmars Vater unterm Sand,
Ist Ditmars Sohn noch bei der Hand.“

Die Verse sind das Motto von Fontanes Ballade „Der Tag von Hemmingstedt“. Die „vaterländische Romanze“, die Hebbel zum Andenken an die größte Ruhmestat seines Stammes gedichtet hat, schließt mit den Versen:

„Man hat seit diesem Tage ein Sprichwort klein und schlicht;
Kein Holste hat's erfunden, der Dän' verbreitet's nicht,
Und dennoch drang es weithin, und dennoch klang es fein:
„Die Dithmarscher wären Bauern? Sie mögen Herren sein!“

An den Tag von Hemmingstedt erinnerte Hebbel, als er am 9. August 1852 an Saint-René Taillandier eine autobiographische Skizze sandte, die einem Aufsatz über Hebbel in der „Revue des deux Mondes“ zur Grundlage dienen sollte und gedient hat. Stolz nennt er sich da einen Sohn des Ländchens, das, fast ganz vom Meer umflossen, nur an einer einzigen Stelle mit dem Festland zusammenhänge und einen für die Kultur fast verlorenen Winkel bedeute. „Aber dieser Winkel dürfte einer der merkwürdigsten Europas sein, denn hier erhielt sich, im Kampfe mit den holsteinischen Herzögen und den dänischen Königen, ja mit dem deutschen Kaiser selbst, nie erliegend, oft gewaltig viktorisierend, bis zum Jahre 1559 in vollster Unabhängigkeit eine kleine Republik.“ Dank ihrer Lage habe sie mit geringem Aufgebot großen Heeren widerstanden; inneren Halt aber hätten ihr drakonisch-strenge Gesetze geliehen, die mit römischer Unerbittlichkeit durchgeführt wurden. „Das Wort des berühmten Niebuhr, daß er die Geschichte Dithmarschens schreiben würde, wenn er nicht die Geschichte Roms zu schreiben hätte, ist in Deutschland überall bekannt. Niebuhr war ein Dithmarscher.“

Dithmarscher war und als Dithmarscher fühlte sich auch Hebbel. Ausdrücklich stimmte er zu, wenn man von ihm sagte, daß die positiven wie die negativen Eigenschaften seines Volkstammes sich in ihm treu abspiegelten. Dithmarsches Land und dithmarsche Menschen wurden in unseren Tagen so vielfach nachgezeichnet, daß der Phantasie des Gegenwartsmenschen genügend Stoff sich darbietet, aus Hebbels Wort ein Bild der heimischen Züge seines Wesens zu erschaffen. Allein wer der Umgebung, in der ein Künstler aufwächst, bescheideneren Einfluß auf dessen Art und Kunst zumessen gelernt hat, als es bis vor kurzem üblich war, wird die verwandten Eigenheiten Klaus Groths und Hebbels wohl gern ergründen, andere Dithmarscher aber, seien sie Schöpfer oder Geschöpfe von Dichtungen, mit Hebbel vorsichtiger als ausgesprochene Vertreter niederdeutschen Menschentums zusammenfassen und nicht eine besondere Abart dithmarscher Poesie aufstellen. Hebbel vollends mit der Nordsee in einem beliebten Vergleich zu verbinden, in seiner Dichtung den rauhen Hauch, das graue Gewoge, die unberechenbare Tücke, die elementare Gewalt und die herbe Schönheit der Nordsee wiederzufinden, sei keinem verwehrt, dessen Gefühl durch solche naheliegende und nicht sonderlich bezeichnende Bilder tiefer dringendes Verständnis einer eigenwilligen, rätselvollen Persönlichkeit gewinnt.

Mit Willen sorgte die dithmarsche Heimat sicher nicht für den aufstrebenden Jüngling. Ihn selbst lockte es mächtig in die Ferne. Gern wäre er mit wandernden Komödianten, ja mit Räubern, wenn es deren im Marschland gegeben hätte, in die weite Welt gezogen. Nur spät erkannte er, wie dankbar er der Vereinsamung seiner Jugend sein müsse; denn nur ihr meinte er zuschreiben zu müssen, daß der in ihn von der Natur gelegte Keim sich ganz frei von äußeren Einflüssen in voller Ursprünglichkeit entwickelt habe. Weit eher auf einen Gegensatz zu der Umwelt, die ihn von seiner Geburt bis zum zweiundzwanzigsten Jahr festhielt, deuten diese Worte eines Geselligkeitsmenschen, den idyllisches Leben von Anfang an abstieß und der nach der reicheren Bewegung großer Städte verlangte. Ganz im Widerspruch zu der verbreiteten Vorstellung von dem verschlossenen Norddeutschen dürfte